

satz als der Ertrag, sofern er doch vorhanden ist, in der Fülle des Materials erstickt, so daß es schwer wird, ihn zu finden. Auch ist die Lesbarkeit des Werkes dieser Fülle zu Opfer gefallen. So bleibt vor allem die Erschließung des Materials; die vergleichende Perspektive und die eigene Systematisierung als besondere und eigene treffliche Leistung zu würdigen. Darin liegt ihre Qualität als Habilitationsschrift und wird sie dem Anforderungsprofil an solche Arbeiten gerecht. Zu wünschen ist dem Autor, daß er nach Jahren in Forschung an anderen Gegenständen nun in der Lehre im Kanon der geforderten Materien Gelegenheit findet, einen Extrakt dieses eminenten Gesamtwerks vorzulegen, der das Gerüst und die Wirkungszusammenhänge einer eigenen Konzeption transparenter hervortreten läßt. Jetzt aber schon erweist sich das Buch ein Fortschritt im Gang einer vertiefter Erschließung verfassungsrechtlicher Strukturprinzipien. Da dies auch für die Praxis des westlichen Verfassungsstaates von kaum zu unterschätzender Bedeutung ist, kann die Arbeit nur begrüßt werden.

Helmut Goerlich

Eva Barlösius, Elcin Kürsat-Ahlers u. a. (Hrsg.), Distanzierte Verstrickungen. Die ambivalente Bildung soziologischer Forscher an ihren Gegenstand, Edition Sigma, Berlin 1997, 400 S.

Von der Comparativ-Redaktion angefragt, ob ich bereit sei, eine Publikation mit dem Titel „*Distanzierte Verstrickungen. Die ambivalente Bildung soziologischer Forscher an ihren Gegenstand*“ zu rezensieren, sagte ich interessiert zu. Das Buch hinter dem zugkräftigen Titelblatt erwies sich als eine Festschrift. Anlaß war der 65. Geburtstag des bekannten Soziologen Peter R. Gleichmann. „Die Beiträge zu diesem Buch gruppieren sich“, so die Selbstauskunft des Bandes, „um jene Hauptthemen, mit denen sich Gleichmann besonders intensiv befaßt

hat: mit wissenschaftlichem Wissen selbst, mit der gebauten Umgebung der Menschen, mit ihren kulturellen Produkten und mit Fragen der Gewalt und der Verhinderung des gegenseitigen Tötens. Die Autorinnen und Autoren sind auf unterschiedliche Weise mit Peter R. Gleichmann verbunden – als Kollegen, Diskussionspartner, Freunde, entfernte Beobachter oder Lernende.“

Mit Festschriften ist es wie mit einem Gabentisch zum Geburtstag, sie wirken recht bunt. Obwohl die dargebrachten Gaben stets das gleiche symbolisieren, nämlich Verbundenheit zum Jubilar, können sie für sich genommen untereinander sehr verschieden sein, und der Gebrauchswert über die Funktion als Symbolträger hinaus, erschließt sich dem Außenstehenden manchmal überhaupt nicht. Eine akademische Festschrift ist eine Versammlung von Geburtstagsgeschenken, die sich jedoch auch an ihrem verallgemeinerten Gebrauchswert messen lassen muß – und hier ist zu sagen, daß der in der Festschrift geschlagene Bogen von wissenssoziologischen Fragen zur Abwasserversorgung im Holland des 19. Jhs., Musik, Nestroy, Plakatwerbung, Fernsehrecht, Staatsgewalt und Genozid bis schließlich zur „dünnen Schale zivilisatorischer Standards bei einigen Polizeiangehörigen“ Deutschlands auf den Leser doch recht weitgeschwungen wirkt. Verständlicherweise ist die Beachtung der Beiträge hier deshalb selektiv. Der erste Beitrag des Buches scheint bei der Nutzung der Festschrift eine gewisse Leichtigkeit anzupfehlen – „Über Humor in der Soziologie“ ist sein Titel. Leider ist er ganz und gar humorlos, was den Blick gleich auf ernstere Themen lenkt. *Eva Barlösius* beschäftigt sich in ihrem Artikel mit dem Armutsbegriff. Ausgehend von Simmel, unternimmt die den Versuch, einen subjektiven Armutsbegriff theoretisch auszuformulieren und zu operationalisieren. Indem sie ihre Überlegungen mit dem Habituskonzept und der milieutheoretisch gestützten sozialstrukturellen Perspektive verknüpft, kommt sie zu dem Ergebnis, daß sich die

Selbst- und Fremdbeschreibung, arm zu sein, nicht auf die absolute Menge der verfügbaren Ressourcen bezieht. Maßstab für diese Bewertung des sozialen Scheiterns sei natürlich der milieutypische Lebensstil und die schichtspezifischen Bedürfnissen und Praxen. (S. 102)

Karl-Siegbert Rehberg widmet sich der Situation der bildenden Künstler in der DDR. Empirische Grundlage „ist eine mehrjährige Untersuchung über Dresdter Künstler und die Wende“, in der 40 Künstlerinnen und Künstler und 50 Experten, Galeristen und frühere Kulturfunktionäre befragt wurden. In diesem Zusammenhang zeigt Rehberg seine Skepsis gegenüber der Beschreibung seines Feldes als totalitäre Gesellschaft und schlägt vor, die posttotalitäre DDR als eine „Konsensdiktatur“ zu begreifen. „... die Konsensdiktatur in der DDR war auf Hoffnungen der Einheitlichkeit und Übereinstimmung gegründet, die keineswegs nur den Mächtigen vorschwebte. Deshalb wirkte der Pluralisierungsschock für 'gelernte DDR-Bürger' nach 1989 so nachdrücklich (S. 157f.). *Rehberg* betont, daß im Vergleich mit den Literaten die bildenden Künstler eher abseits der Arena von Opposition und Repression standen. „Für die Partei waren Bilder 'harmloser als Worte' um Bildtitel, um in das Bild inkorporierte Textstücke, um Lesbares gab es härtere Konflikte. Da konnte jeder Funktionär mitreden, denn Wörter und Lösungen trugen ja einen nicht unwesentlichen Teil der DDR-Realität. Worte waren weniger als 'Schall und Rauch' vielmehr ein Orientierungs- und Haltepunkt in einer zunehmend bedrohlichen 'Faktenaußenwelt'...“ Diese Interpretation ist einleuchtend und deckt sich mit früherer Erfahrung des Rezensenten. Um so unverständlicher ist Rehbergs Schlußsequenz, wo er feststellt: „...der Verzauberung durch Wortformen korrespondierte die 'totalitäre Verachtung für Fakten und Realitäten', welche Hannah Arendt bezeichnend für totalitäre Systeme fand.“ (S. 265) Denn der verbissene Kampf gegen jedes politisch unkorrekte Wort, das durch den von der Partei um

die offizielle DDR-Öffentlichkeit gelegten Deich zu sackern drohte, die erdrückend dröhnende Propagandamaschinerie scheinen doch eher ein Indiz für die Anerkennung von Fakten und Realitäten zu sein. Neuere propagandageschichtliche Studien deuten daraufhin, daß die Regisseure über die Lage an der 'Bewußtseinsfront' ganz gut informiert waren. Verachtet wurden also nicht die Fakten, sondern der starke bürgerliche und am Sozialismus desinteressierte Impuls der Bevölkerung, mit dem das Lehrstück 'Dem Sozialismus gehört die Zukunft' in der DDR halt nicht inszeniert werden konnte, – und zwar deswegen nicht weil, wie *Rehberg* schon sagte, die „Konsensdiktatur“ auf die Zustimmung der Bevölkerung angewiesen war.

Direkten Bezug zum Titel der Festschrift hat der Beitrag von *Oskar Negt*, der „Das permanente Macht-Dilemma der Geistes- und Sozialwissenschaften“ untersucht. Während der Konservatismus alter Prägung „immer einen antitechnischen Affekt“ hatte und den „Verlust der Werte“ fürchtete, will, wie *Negt* ausführt, der Neokonservatismus „eine Neuverbindung völlig verschiedener Ebenen schaffen.“ Produktivkraft- und vor allem Technikeuphorie soll mit einer konservativen Familienideologie verknüpft werden. Die „substantielle und sittliche Grundlage der Gesellschaft“ solle wieder die Familie bilden, so das Credo. „Nur – es kann nicht funktionieren.“ Dieses Konzept lebt „gewissermaßen geschichtlich aus der hohlen Hand“. (S. 46) Was hat das mit den Sozial- und Geisteswissenschaften zu tun? Die Sozial- und Geisteswissenschaften steckten traditionell in dem Dilemma, daß „sie sich am ökonomischen Wachstum und an der Beteiligung an den gesellschaftlichen Produktionsprozessen messen“ und gemessen werden und deshalb „Minderwertigkeitsgefühle entwickeln“. (S. 43) Genau dieses Selbstverständnis ist unproduktiv und auch in einer anderen Beziehung für die Sozial- und Geisteswissenschaften nicht folgenlos: „Einer der größten Skandale unserer Gesellschaft besteht darin,

daß gerade in dem Augenblick, wo Technologieförderung mit einer sich verschärfenden Krisensituation zusammentrifft, die Reflexionswissenschaften ... konsequent abgebaut werden. Dadurch entsteht ein kulturelles Vakuum, in dem politische Entscheidungen nicht mehr im Medium kritischer Öffentlichkeit getroffen werden. Zum Teil sind es dieselben gesellschaftlichen Kräfte, die Sozial- und Geisteswissenschaften für Luxus halten und das Schwergewicht der Forschung auf Naturwissenschaften und Technologie legen. Das erzeugt ein gefährliches gesellschaftliches Unsicherheitspotential. Die Hochtechnologie erzeugt nicht nur in der Kriegsrüstung breitgestreute gesellschaftliche Ängste. Diese Ängste verbinden sich mit der Furcht, den Arbeitsplatz zu verlieren und einer sozialen Deklassierung anheimzufallen. Eine Gesellschaft, die nicht alles daransetzt, diesen sozialpsychologischen Zustand der Angst aufzuklären und Alternativen für die Krisenbewältigung zu entwickeln, trifft eine klare Entscheidung zur Aufrechterhaltung bestehender (eben jener krisenbegünstigenden – T. A.) Herrschaftsverhältnisse, 'da die Bewirtschaftung der menschlichen Ängste zu den bedeutendsten Quellen der Macht von Menschen über Menschen gehört.' (Elias)" (S. 48). Der Situation jener doppelten Krise, der allgemeinen, gesellschaftlichen und der besonderen, jener Deligitimierungskrise der Reflexionswissenschaften, kann begegnet werden, wenn die Akteure in diesen Bereichen ihre professionelle Identität präzisieren. *Négr* führt dazu aus: „Sozial- und Geisteswissenschaften haben, wenn sie die aus ihrer eigenen Geschichte kommende soziale Verantwortung bewußt aufnehmen, nicht primär die Aufgabe, sogenannte Akzeptanzwissenschaften zu sein, also Menschen die Möglichkeit zu schaffen, die durch die technologiserte Revolution bewirkten Veränderungen akzeptabel zu machen und den Menschen einzureden, daß hier lediglich ein Anpassungsrückstand ihrer Lebenseinstellung gegenüber dem technischen Fortschritt vorliege. Wo Sozial-

und Geisteswissenschaften sich damit bescheiden, die Sozialverträglichkeit technologischer Neuerungen oder deren Wirkungen auf die Lebenswelt der Menschen lediglich nachträglich zu untersuchen, haben sie bereits ihre Autonomie geopfert.“ (S. 48) Hinzuzufügen wäre, daß Sozial- und Geisteswissenschaftler damit nicht nur ihre Autonomie sondern auch ihre Exklusivität prelsgeben. Denn im Unterschied zu den Naturwissenschaften, die *nur* zu klären haben, wie ein Gegenstand *ist* oder theoretisch *konstruierbar* wäre, haben die Reflexionswissenschaften neben der Objektivbeschreibung noch die Aufgabe, Ideen zu liefern, wie etwas *sein soll*. Die Reflexionswissenschaften werden aber immer dann vehement in Frage gestellt, wenn die nicht mehr nur als *Echowissenschaft*, als Magd der Macht beziehungsweise des Faktischen wirken, wenn sie realitätsüberschreitend denkt, Utopien und Tendenzkategorien entwickelt. Ihre Utopien und Visionen werden dann als schon im Ansatz verfehlt, als zwangsläufig Terror und Leid erzeugend denunziert. Der Vorwurf erfolgt immer von jenen gesellschaftlichen Kräften, die bereits ihrerseits eigenen Werten und Visionen gemäß gesellschaftliche Realitäten geschaffen haben und diese dann nicht als etwas subjektiv und politisch Gewolltes, sondern als ein von Sachzwängen bestimmtes Faktum universeller Gültigkeit mythologisieren.

Im Übrigen: Der Nachwende-Diskurs über die Wissenschaften in der DDR hat gezeigt, daß steh Sozial- und Geisteswissenschaften auch dann nicht automatisch der Kritik entziehen können, wenn sie bestehende Zustände nur durch Deutungen, Erzählungen und Sensibilisierungen zu kompensieren suchen, und damit der Umgang mit ihnen erleichtert helfen, so, wie das O. Marquard seinerzeit anempfahl. Denn wenn die Reflexionswissenschaften der DDR nicht platt dogmatisch und legitimatorisch auftraten oder wenn sie nicht die Taktik einer utopistischen Vorwärtsverteidigung anwandten, dann hatten sie genau in jenem kompensatorischen Modus gewirkt, also unter Aner-

kennung der Realitäten, Uminterpretationen und Kompromisse gesucht. Dieser *kompensatorische Pragmatismus* wurde den „Gesellschaftswissenschaften“ in der Nachwendezeit jedoch ebenso vorgeworfen wie ihr *Utopismus*. Reflexionswissenschaft kann sich politisch oder apoli-

tisch, utopisch oder kompensatorisch gerieren – dem Politischen kann sie so und so nicht enttrinnen.

Thomas Ahbe